

Moralpsychologie als transdisziplinäre und ethische Herausforderung. Systematische Vermessungen eines wissenschaftlichen Feldes

Jochen Sautermeister

Abstract: Die Moralpsychologie ist ein relativ junges wissenschaftliches Feld, wenngleich es der Sache nach schon eine lange Vorgeschichte in Philosophie, Theologie und Anthropologie hat. Im gegenwärtigen Gebäude der Wissenschaftsarchitektur und der Wissenschaftssystematik fehlt der Moralpsychologie ein etablierter Platz; auch hinsichtlich des Selbstverständnisses der Moralpsychologie im Schnittfeld von Humanwissenschaften, Philosophie und Theologie stehen verschiedene Vorstellungen nebeneinander. Als interdisziplinäre sowie als transdisziplinäre Herausforderung greift sie nicht nur Fragen zu den empirischen Grundlagen moralischen Urteilens und Handelns auf, sondern beschäftigt sich auch in problem- und handlungsorientierter Perspektive mit relevanten und dringlichen gesellschaftlichen Fragestellungen. Damit steht die Moralpsychologie auch im Dienste einer ethischen Realistik.

Nach einem kurzen genealogischen Abriss zur Entstehung der Moralpsychologie (1.) erfolgt eine Kartografie der Moralpsychologie als neuer Typus von Wissenschaft, indem Konturen und Perspektiven für eine wissenschaftstheoretische Vergewisserung, eine systematische Strukturierung sowie eine wissenschaftliche Programmatik und Pragmatik dargestellt werden. In Anlehnung an das Konzept der „dichten Beschreibung“ von Clifford Geertz kann die Moralpsychologie auch der Erschließung normativer Entscheidungs- und Handlungssituationen dienen (2.). Abschließend werden Perspektiven für eine wissenschaftstheoretische Reflexion sowie für die Gliederung einer integrativen transdisziplinären Moralpsychologie formuliert (3.).

Schlagwörter: Dichte Beschreibung, Empirie, Ethik, Interdisziplinarität, Moralpsychologie, Philosophie, Psychologie, Theologie, Transdisziplinarität.

1 Einführung: Auf den Spuren einer Genealogie der Moralpsychologie

Moralisches Urteilen und Handeln verstehen sich nicht von selbst, und die Bildung einer moralischen Persönlichkeit ist kein Automatismus. Unzählige negative Erfahrungen von Ungerechtigkeit, Gewalt, Missachtung, Demütigung, Egoismus, Indifferenz, Ignoranz oder Nachlässigkeit einerseits, aber auch positive Erfahrungen von Hilfsbereitschaft, selbstlosem Engagement, Anerkennung Anderer, tugendhafter Lebensweise, Achtsamkeit, Sensibilität, Wohlwollen, Solidarität oder ökologischer Verantwortung andererseits – all diese Erfahrungen zeigen nicht nur das breite Spektrum moralischer wie unmoralischer Handlungsmöglichkeiten auf. Vielmehr drängen sie, motiviert durch Leiderfahrungen ebenso wie durch Sinnerfahrungen dazu, zu fragen, wie sich die moralische Entwicklung und Sozialisation von Menschen so fördern lassen, dass diese zu verantwortungsbewussten Subjekten werden, also zu Subjekten, die sich selbst dazu bestimmen und darauf verpflichten, ein gutes Leben zu führen. Dazu sind neben den förderlichen Ressourcen und Potentialen auch innere Faktoren wie Blockaden, Hemmungen und Dysfunktionalitäten der humanen Selbstbestimmungsfähigkeit sowie die äußeren Bedingungen zwischenmenschlicher und sozial-ökologischer Beeinträchtigung bzw. Unterversorgung zu berücksichtigen. Denn nur so kann man angemessen, sprich: personengerecht und kontextsensibel das Urteilen und Handeln eines Menschen und die Folgen seiner Tat ethisch reflektieren. Gründe der moralischen Zurechenbarkeit oder der Entschuldigung schweben nicht im luftleeren Raum reiner praktischer Vernunft, sondern gewinnen in der menschlichen Lebenswelt ihre Bodenhaftung. Praktische Freiheit ist stets bedingte Freiheit (Honneth 1993; Sautermeister 2015b).

Daher ist es nicht verwunderlich, dass von Beginn an das Nachdenken über ethisches Verhalten, etwa in Form von religiösen Weisheitslehren, sittlichen Klugheitsregeln oder Lebenskunstkonzepten, auch Annahmen über seelische Vorgänge, soziale Zusammenhänge, natürlich-kosmische Gegebenheiten und numinose bzw. göttliche Wirkweisen beinhaltet. Demnach lassen sich Spuren moralpsychologischer Handlungerschließung im weitesten Sinne bereits im vorwissenschaftlichen Raum der thematisierten Sittlichkeit und des kommunizierten Ethos finden. Ebenso kann man in der Humoralpathologie der antiken (und später auch der mittelalterlichen) Medizin seit etwa dem vierten vorchristlichen Jahrhundert Frühformen einer medizinischen Anthropologie ausmachen,

die auf der Grundlage der sogenannten Säftelehre eine Temperamentenlehre über Gefühls- und Willensqualitäten eines Menschen entwickelten (vgl. Kollesch und Nickel 2007).

Im Zuge der philosophischen Reflexionen in der Antike, angefangen mit Sokrates, gewinnen Überlegungen zu den kognitiven, motivationalen, emotionalen, volitionalen und behavioralen Faktoren einer sittlichen Lebensführung an theoretisch-begrifflicher Abstraktion. Den verschiedenen Seelenlehren in moralphilosophischer Absicht kam die Aufgabe zu, jene empirischen Bedingungsbeziehungen zu erschließen, die für das Verständnis und das Einüben von moralischem Urteilen und Handeln erforderlich sind (z. B. Aristoteles, Platon) (vgl. Horn 2002). Im Ansatz von Philosophie als Lebenskunst, wie er auch von der Theologie aufgegriffen, transformiert und weitergeschrieben wurde, kam dem moralpsychologischen Erfahrungswissen der Affekten- und Antriebslehren, dem Lehrstück über die sogenannten *passiones animae*, der Willenslehre, der Tugend- und Lasterlehren oder auch der monastischen Askese (z. B. in der Antike und Mittelalter Evagrius Ponticus, Augustinus, Bonaventura, Thomas von Aquin) in seiner erkenntnistheoretischen, handlungstheoretischen und pädagogischen Ausrichtung eine ethische Relevanz zu. Jedoch konnten diese noch nicht dem erkenntnistheoretischen Status der empirischen Humanwissenschaften gleichkommen, die sich erst im 19. Jahrhundert auszubilden begonnen haben (Foucault 1974).¹

Das Aufkommen der Anthropologie als Lehre von der Natur des Menschen im 16. Jahrhundert war verbunden mit einem praktischen Interesse, nämlich dem „Versuch, in Situationen bedrohter oder fehlender Gemeinsamkeit hinsichtlich grundlegender Lebensorientierungen, Handlungsziele oder Redenormen (d. i. in Krisensituationen) wieder eine Gemeinsamkeit herzustellen“ (Schwemmer 2004, S. 126). In der sogenannten französischen Moralistik des 17. und 18. Jahrhunderts (z. B. La Rochefoucauld, Montaigne) wurde in selbstkritischer Absicht über verdeckte Leidenschaften, Motive und Maximen nachgedacht, um über den Weg der Selbsterfahrung und -besinnung Selbsttäuschungen aufzuklären und mittels einer experientiell-moralpsychologisch befreiten und gereinigten Selbsterkenntnis zur wahren Menschlichkeit und einer Moral echter Humanität zu führen. In der englischsprachigen Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts gewinnt der *moral sense*, also die moralische Empfindung und die Gefühle, an epistemologischer Bedeutung für moralische Urteile (v. a. F. Hutcheson, D. Hume). Während in der Antike Affekte und Leidenschaften sich durch Vernunft und Klugheit am jeweiligen

¹ Foucault grenzt in seiner Archäologie der Humanwissenschaften diese von der Biologie, der Philologie und der Ökonomie dadurch ab, dass es bei den Humanwissenschaften um den Menschen als Lebendigen gehe, der „lebt, spricht und produziert“ (Foucault 1974, S. 421) und so als lebendiges Wesen sich mit dem Körperlichen zwar überschneide, aber nicht darin aufgehe. „Die Humanwissenschaften nehmen also die Entfernung ein, die die Biologie, die Ökonomie und die Philologie (nicht ohne sie zu vereinen) von dem trennt, was sie im Sein des Menschen selbst ermöglicht.“ (Foucault 1974, S. 424).

Verständnis des Guten ausrichten und formen lassen sollten, wurden die moralischen Empfindungen im 18. Jahrhundert insofern normativ, als sie selbst zum Maßstab für das Gute werden (vgl. Taylor 1996, S. 502f.).

Mit dem Aufkommen der modernen Psychologie als eigenständiger Wissenschaft Ende des 19. Jahrhunderts wurden zwar die Grundlagen gelegt, um die empirischen Bedingungsbeziehungen menschlichen Erlebens und Verhaltens methodisch geleitet zu erfassen. Aber von einer systematischen Rezeption dieser Erkenntnisse in der philosophischen Ethik konnte noch keine Rede sein. Anders jedoch in der Moralthologie, dort lässt sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus vornehmlich praktischen Gründen eine systematische Erschließung psychologischer Theorien, Konzepte und Befunde für Ethik und Seelsorge beobachten (vgl. Müncker 1934; Heinen 1962; Bökmann 1964; Gründel 1972; hierzu Sautermeister 2015c). Zentrale Ansätze der philosophischen Anthropologie Anfang und Mitte des 20. Jahrhunderts (v. a. M. Scheler, A. Gehlen, H. Plessner) griffen im Unterschied zur philosophischen Ethik humanwissenschaftliche Erkenntnisse auf und formulierten ethisch bedeutsame Einsichten über den Menschen sowie die anthropologische Bedeutung und Funktion von Normen. Die Pioniere der psychologischen Erforschung der moralischen Entwicklung im 20. Jahrhundert (v. a. Piaget und Kohlberg) bezogen sich dagegen für die Erarbeitung ihres theoretisch-konzeptionellen Zugangs vorrangig auf die Kantische Moralphilosophie mit der Folge, dass Affektivität und Emotionalität bei ihren Ansätzen keine zentrale Rolle spielten.

Wenngleich es zu hoch gegriffen wäre, von einer eigenständigen moralpsychologischen Disziplin zu sprechen, haben sich seit den 1970er Jahren die interdisziplinären Forschungsbemühungen verstärkt (z. B. Habermas 1976). Dabei dominieren konkrete Fragestellungen zu Einzelaspekten der moralischen Entwicklung und Urteilsbildung sowie von moralischen Emotionen und Motivationen, einschließlich der sozialpsychologischen Einflussfaktoren und persönlichkeitspsychologischen Charakteristika. Bestrebungen einer systematischen Erschließung sind nur in Ansätzen erkennbar. Das mag nicht zuletzt daran liegen, dass dies sowohl eine Kenntnis der verschiedenen Wissenschaftstraditionen und der relevanten Wissensgebiete erfordert, als auch daran, dass anspruchsvolle und komplizierte Fragen hinsichtlich der Interdisziplinarität zu klären sind. Denn während die Psychologie in einer allgemeinen Definition als Wissenschaft vom menschlichen Erleben und Verhalten methodisch-abstrakt und thematisch-reduziert die empirischen Faktoren mithilfe unterschiedlicher Paradigmen zu erhellen sucht (vgl. Pongratz 1967; Bunge und Ardila 1990; Hartmann 1998), richtet die Ethik mit ihren ebenfalls vielfältigen Ansätzen und Konzepten – sei es im fakultären Gebäude der Philosophie oder der Theologie – den Fokus auf den ganzen Menschen als handelndes und damit als freiheitliches Subjekt. Als solches kann der Mensch sich selbstreflexiv thematisieren und die Fragen nach dem Grund und Sinn seines Handelns und seines Lebens stellen.

Während in Antike und Mittelalter – vereinfacht gesagt – die praktische Freiheit als bedingte Freiheit in ethischer Hinsicht noch nicht von verschiedenen Wissenschaften disziplinär unterschiedlich seziert und reflektiert wurde, hat sich im Zuge der Ausdifferenzierung der Wissenschaften mehr oder weniger eine Aufspaltung vollzogen: Gegenstand der Natur-, Sozial- und Humanwissenschaften und damit auch der Psychologie sind die empirischen Bedingungen, Einflussfaktoren und Wirkungszusammenhänge menschlichen Urteilens und Handelns, die moralisch relevant sind. Gegenstand von Philosophie und Theologie dagegen ist der Mensch, insofern er sich als ein zur freiheitlichen Selbstbestimmung fähiges Wesen und damit als moralisches und sinnfähiges Subjekt versteht. Diese Aufteilung ist jedoch doppelgesichtig: Einerseits ist vor allem durch Studien und Erkenntnisse der Neurowissenschaften die Annahme moralischer Autonomie zunehmend unter Druck geraten, sodass die grundsätzliche Frage nach der Freiheit des Menschen selbst der Empirisierung oder gar der biologisch-reduktionistischen Aufhebung zu unterliegen droht. Andererseits wächst aber auch eine ethische Realistik, die sensibilisiert durch die Humanwissenschaften das ethische Begriffsinstrumentarium einschließlich seiner normativen Implikationen erfahrungswissenschaftlich zu informieren und ggf. zu korrigieren sucht (Doris 2005; Prinz 2007; Alfano 2013), durchaus mit der redlichen Absicht, auf dieser Grundlage das moralische Können des Menschen wieder zu fördern.

Angesichts dieser Entwicklungen lässt sich seit den 1990er Jahren eine zunehmende Thematisierung explizit moralpsychologischer Fragestellungen im Schnittfeld von Ethik und Empirie, von Philosophie, Theologie und Psychologie beobachten, jedoch vorrangig im englischsprachigen Raum (vgl. Sinnott-Armstrong 2008a, XIII; Edelstein et al. 1993), wenn man von den Bemühungen einer Rehabilitierung einer Philosophie der Lebenskunst (vgl. Sautermeister 2009) mit ihren durch antike Lebenskunstphilosophie und französische Moralistik vermittelten moralpsychologischen Anklängen absieht. Trotz ihrer langen Vorgeschichte lässt sich daher die Moralpsychologie, wenngleich nicht als eigenständige Wissenschaft, so doch als ein junges interdisziplinäres wie auch transdisziplinäres Feld begreifen,² dessen wissenschaftssystematische Reflexion noch in den

² Der Unterschied zwischen den Konzepten der Interdisziplinarität und der Transdisziplinarität lässt sich dadurch bestimmen, dass bei interdisziplinären Forschungen eine themenbezogene Kooperation von verschiedenen Fachwissenschaften eingegangen wird, um einen spezifischen Forschungsgegenstand zu bearbeiten. Bei interdisziplinären Vorhaben findet also eine temporäre Zusammenarbeit zwischen einzelnen Disziplinen statt, die inhaltlich-thematisch weiterführen soll, ohne dass damit zugleich eine methodisch-methodologische Transformation der einzelwissenschaftlichen Arbeiten verbunden ist. Im Gegensatz dazu hat sich das Konzept der Transdisziplinarität herausgebildet. Als problemorientierte wissenschaftliche Praxis weist die transdisziplinäre Arbeitsweise Jochen Ostheimer zufolge drei spezifische Merkmale auf: (1) die Bearbeitung gesellschaftlich relevanter und dringlicher Probleme, die sich nicht in die bestehende einzelwissenschaftliche Fächersystematik einordnen lassen, (2) problemspezifische Modifikation und Kombination der „bestehende[n]; J.S.] disziplinäre[n]; J.S.] Methoden, Paradigmen, Rationalitätstypen und Erkenntnisziele [...], so dass ein neues Design entsteht“ (Ostheimer 2014, S. 63), und (3) Bezugnahme auf außerwissenschaftliche Aspekte und Fakto-

Anfängen steckt. Im Folgenden soll daher eine systematische Vermessung dieses Feldes vorgenommen werden, die im Sinne einer Kartografie Konturen und Perspektiven für eine wissenschaftstheoretische Vergewisserung, eine systematische Strukturierung sowie eine wissenschaftliche Programmatik und Pragmatik zeichnen möchte.

2 Systematische Zugänge zur Kartografie der Moralpsychologie

2.1 Moralpsychologie als ein neuer Typus von Wissenschaft

Der kurze genealogische Abriss zur Entstehung der Moralpsychologie als interdisziplinäres sowie transdisziplinäres Feld geht von der Beobachtung aus, dass moralpsychologische Zugänge der Sache nach schon eine lange vorwissenschaftliche Geschichte haben. Im gegenwärtigen Gebäude der Wissenschaftsarchitektur und der Wissenschaftssystematik fehlt der Moralpsychologie noch ein etablierter Platz. Als Feld, in dem verschiedene Disziplinen ihre Fachgrenzen überschreiten und miteinander in einen problemorientierten Austausch treten, scheint sie für einen neuen Typus von Wissenschaft zu stehen, der zum disziplinären Denken quer steht und sich wie manche andere neuartige Wissenschaftsfelder, etwa das Gebiet der Nachhaltigkeitsforschung, etablierten und gewohnten Wissenschaftsklassifikationen entzieht. Dies manifestiert sich nicht zuletzt darin, dass es bislang keine eigene Disziplin oder gar Professur für Moralpsychologie an einer Hochschule oder Universität gibt, wenngleich sich durchaus entsprechende Schwerpunktsetzungen in einigen Forschungsprofilen finden lassen.³

Da also moralpsychologische Zugänge in der Psychologie, in der Philosophie, vor allem in der philosophischen Ethik und der Philosophie des Geistes, sowie in der theologischen Ethik anzutreffen sind, greifen monodisziplinäre Bestim-

ren sowie die lebensweltliche Dimension, um in subjektorientierter Hinsicht auch die Perspektiven der Betroffenen als „Experten ihrer Lebenswelt“ (Ostheimer 2014, S. 63) für Problemlösungen heranzuziehen. – Vor dem Hintergrund dieser Konzeptunterscheidung lässt sich die Moralpsychologie nicht nur als interdisziplinäre, sondern eben auch und vor allem als transdisziplinäre Praxis charakterisieren.

³ Eine Ausnahme bildet die von 2014 bis 2017 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München eingerichtete Stiftungsprofessur für Moraltheologie unter besonderer Berücksichtigung der Moralpsychologie, nachdem es dort bereits in den 1980er Jahren eine vergleichbare Professur gab.

mungen zu kurz, wenn sie sich an der bestehenden wissenschaftlichen Praxis orientieren wollen. So ließe sich die Moralpsychologie aus wissenschaftssystematischer Perspektive als Teilgebiet der Psychologie begreifen, deren Aufgabe es wäre, unter Berücksichtigung der verschiedenen Paradigmen mit den verschiedenen psychologischen Methoden, Begriffen und Theorien leibseelische sowie psychosoziale Prozesse, Funktionen und Strukturen zu beschreiben, zu erklären und zu interpretieren, „die in Zusammenhang mit Moral stehen, genauer mit moralisch relevanten Kognitionen, Emotionen, Motivationen und Verhaltensweisen bzw. Handlungen“ (Bobbert 2006, S. 444) von Individuen oder von Gruppen.

Der Psychologe Horst Heidbrink unterscheidet vor diesem Hintergrund

„drei Perspektiven, denen sich die unterschiedlichen Theorien und Modelle grob zuordnen lassen. (1) *Die kognitive Perspektive*: Wie beeinflusst das Denken unsere Moral? (2) *Die situative Perspektive*: Wie beeinflussen die Umstände unsere Moral? (3) *Die emotionale Perspektive*: Wie beeinflussen die Gefühle unsere Moral?“ (Heidbrink 2008, S. 14; Hervorhebungen im Original).

Mit diesem integrativen Ansatz einer Binnendifferenzierung möchte Heidbrink den paradigmatischen Veränderungen Rechnung tragen, die die kognitivistischen bzw. rationalistischen Betrachtungsweisen (v. a. Piaget, Kohlberg) um die neueren neuropsychologischen Zugänge mit ihren emotional-intuitiven Perspektiven ergänzen.

Was jedoch als moralisch relevant verstanden wird, ist vom zugrunde liegenden Vorverständnis von Moral abhängig. Dieses liegt aber außerhalb des Gegenstandsbereichs der Psychologie und wird in deskriptiver Weise von den Sozial- und Kulturwissenschaften behandelt. In normativer Weise dagegen wird ein solches Vorverständnis von Philosophie und Theologie reflektiert, sofern sie sich mit ethischen und moralisch relevanten Fragestellungen beschäftigen. Aber auch diese beiden Disziplinen konstruieren das Moralverständnis nicht einfach, sondern beziehen sich auf Vorstellungen und Praktiken, wie sie in unserer alltäglichen Lebenswirklichkeit oder in handlungsfeldspezifischen Praxiszusammenhängen, etwa der Medizin, vorkommen. Sie beabsichtigen, diese – sozialwissenschaftlich informiert – mehr oder weniger zu rekonstruieren und theoretisch auf den Begriff zu bringen.

John M. Doris, einer der Pioniere der interdisziplinären Moralpsychologie, bezeichnet die Moralpsychologie daher als eine Art hybrider Disziplin,

„informed by both ethical theory and psychological fact. Different practitioners will, quite reasonably, favor different admixtures of fact and theory, but central questions in the field – What is the nature of moral judgement? Why do people behave well or badly? – want empirically informed answers, while developing these answers in the theoretically sophisticated ways requires delicate inquiry in philosophical ethics.“ (Doris 2012, S. 1)

Als „Chimäre zwischen deskriptiver und normativer Wissenschaft“ (Sautermeister 2016) finden sich neben *empirisch-funktionalen* Studien zu psychologischen Aspekten von Moral und Moralität daher auch gleichberechtigt *theoretisch-konzeptionelle* Fragestellungen zu ethischen Ordnungsbegriffen und Deutungsmustern, wie etwa Tugend, Verantwortung, Moral, Normativität, Gewissen, moralische Motivation, moralische Gefühle, moralisches Urteilen u. a. m., sowie *normative* Untersuchungen, in denen es etwa um die Begründung dessen geht, was man tun soll, was eine moralisch gute Charaktereigenschaft ist und welche moralischen Normen als gerechtfertigt gelten können. Kennzeichnend für die Moralpsychologie ist es, dass diese drei Fragetypen so ineinander verwoben sind – wie die Philosophin Valerie Tiberius hervorhebt –, „that it is very difficult to make progress on one set without making some assumptions about another“ (Tiberius 2015, S. 4).

Wenngleich es also nicht verwunderlich ist, wenn unterschiedliche konzeptionelle Vorstellungen von Moralpsychologie koexistieren, lässt sich mit dem philosophischen Ethiker Mark Alfano – in Anspielung auf Immanuel Kants berühmtes Diktum über Anschauung und Begriff – feststellen: „moral philosophy without psychological content is empty, whereas psychological investigation without philosophical insight is blind“ (Alfano 2016, S. 1). Indem Moralpsychologie sich nur im Gespräch der einzelnen Bezugsdisziplinen betreiben lässt und Moralpsychologie sich somit als interdisziplinäres wie auch transdisziplinäres Feld konstituiert, steht sie für einen neuen Typus von Wissenschaft, der der einzelwissenschaftlichen Ausdifferenzierung und fortschreitenden Spezialisierung eine der Sache nach erforderliche Dialog- und Kooperationsbereitschaft entgegensetzt, die angesichts eines letztendlich praktischen erkenntnisleitenden Interesses notwendig und unerlässlich ist. Daher ist es konsequent, wenn die moralpsychologische Forschung nicht nur die psychologischen Bezugsdisziplinen umfasst, sondern auch auf die empirischen Humanwissenschaften ausgeweitet wird, etwa die Neurowissenschaften, die Evolutionsbiologie, die Soziologie (z. B. Hitlin und Vaisey 2013), die Kriminologie oder die Kulturwissenschaften (vgl. Nadelhoffer et al. 2010, S. 1; Alfano 2016, S. 2; Forgas et al. 2016, S. 2).

Auffällig ist jedoch, dass in den aktuellen moralpsychologischen Übersichtsarbeiten die Theologie nicht vorkommt. Ohne die Gründe hierfür zu erörtern, bedeutet dies in zweierlei Hinsicht ein Desiderat: Zum einen ist gerade innerhalb der Theologie und dort vor allem in der Moraltheologie bzw. der theologischen Ethik sowie in der Pastoraltheologie bzw. der Praktischen Theologie (z. B. Niedermeyer 1949–1952) verhältnismäßig früh schon die Bedeutung der modernen Psychologie für das Verstehen und die Reflexion anerkannt und für die Beantwortung praktischer und ethischer Fragestellungen herangezogen worden (vgl. Sautermeister 2014). Zum anderen führt die Einsicht in die grundlegende Bedeutung von Wert- und Sinnannahmen für moralisches Urteilen und Handeln, was religiöse und spirituelle Aspekte und Dimensionen einschließt, dazu, dass

die Moralpsychologie auch auf die Mitarbeit der verschiedenen Theologien und der Religionswissenschaft angewiesen ist, um die Art und Weise zu verstehen, wie Menschen über Moral und Moralität nachdenken, was sie zu moralischem Handeln motiviert oder etwa was für Menschen ein gutes und sinnvolles Leben ausmacht (Sautermeister 2015a, S. 234f.).

In der ersten systematisch ausgearbeiteten Moralpsychologie, die der Moraltheologe Theodor Müncker bereits 1934 veröffentlichte, ist die Integration der genannten Aspekte bereits zu beobachten. Er definierte die Moralpsychologie als jenen „Zweig der Seelenlehre, der die Vorgänge des sittlichen Lebens in ihrem Sein und Werden sowie in ihren leiblich-seelischen Zusammenhängen erforscht“ (Müncker 1934, S. 8). Zu diesem Zwecke stützte er sich auf die Breite der psychologischen, psychoanalytischen und tiefenpsychologischen Forschungen seiner Zeit. Ziel war es, den Menschen in seiner subjektiv-biografischen Realität möglichst als objektiv-sittlich relevanten zu erfassen, also so, wie dieser Mensch ist, und nicht, wie er bestimmten Normvorgaben und Moralvorstellungen zufolge handeln sollte, ohne dabei in angemessener Weise als konkreter Handlungsakteur vorzukommen. Im Zentrum seiner Moralpsychologie stand das Gewissen, auf das hin die psychologischen Konzepte und Befunde systematisiert wurden. Methodisch unterschied er zwischen dem Gewissen als Anlage und Funktion, wobei er neben den verschiedenen Facetten der Fehlbildung bzw. der konstitutionellen Beeinträchtigung der Gewissensfunktion auch die Frage der Gewissensbildung thematisierte (Müncker 1934).

In Münckers Ausführungen zeichnete sich ferner bereits eine Unterscheidung zwischen einer allgemeinen und einer angewandten Moralpsychologie ab, die sich an der systematischen Unterteilung der Ethik in Allgemeine Ethik und Angewandte Ethik anlehnt. Während es der allgemeinen Moralpsychologie um das Verstehen der relevanten biopsychosozialen Prozesse, Funktionen und Strukturen von moralischem Urteilen und Handeln, der Bildung einer moralischen Persönlichkeit und der Rationalität von Normen geht, zielt die angewandte Moralpsychologie sowohl auf konkrete Handlungsfelder bzw. Handlungsbereiche als auch auf konkrete moralische Entwicklungs-, Sozialisations- und Bildungsprozesse ab und kommt damit der Moralpädagogik (vgl. Killen und Smetana 2014) gleich. Im Rekurs auf die aristotelische Tugendethik wird dabei auch auf das habitualisierte Handlungswissen sogenannter moralischer Experten zurückgegriffen, die so als moralische Vorbilder fungieren können (vgl. Huff und Furchert 2014).

Der Moraltheologe Stephan E. Müller, der in dieser Tradition stehend die Moralpsychologie auch als einen Teilbereich der Theologie versteht, wirft in seinen Bausteinen zu einer „anthropologisch grundierten Moralpsychologie“ (Müller 2015, S. 11) zentrale Fragen auf, die sich in solche der allgemeinen und der angewandten Moralpsychologie unterscheiden lassen:

„Kann der Mensch, was er soll? Vermag er zu tun oder zu lassen, was er seinem ethischen Auftrag gemäß tun oder lassen soll? Was sind die psychologischen Voraussetzungen des

guten und richtigen Handeln-Könnens? Auf welche Hilfen und Helfer ist der Mensch angewiesen, die die Entfaltung seiner Moralfähigkeit ermöglichen?“ (Müller 2015, S. 11)

Als theologisches Spezifikum zählt Müller schließlich zu den Aufgaben einer anthropologisch grundierten Moralphyschologie, die „psychologischen Voraussetzungen der Grundzüge der christlichen Existenz“ (Müller 2015, S. 11) zu erhellen. Erweitert man den religiös-spirituellen Fokus, dann hat die Moralphyschologie auch jene psychologischen Vorbedingungen zu thematisieren, die für eine existenzielle Selbstannahme als vulnerables, fragiles, gefährdetes, fragmentarisches und zerbrechliches Subjekt mit einer bestimmten Lebensgeschichte, für eine vertrauende Verankerung in einen tragenden und lebensbejahenden Sinngrund sowie für ethisch verantwortbare und zu moralischem Handeln motivierende letzte Sinnannahmen bzw. gesunde Gottesbilder und Spiritualitäten relevant sind.

Angesichts der gegenwärtigen sozialen, kulturellen und politischen Herausforderungen einer immer enger zusammenwachsenden globalisierten Welt, in der auch Religionen und Religionsgemeinschaften vitale Akteure darstellen, wäre es eine problematische Leerstelle, wenn die religiös-spirituellen Faktoren moralpsychologisch unterbelichtet oder gar ausgeblendet würden. Denn Religionen und Religionsgemeinschaften bzw. Menschen, die sich zur Begründung ihres Handelns und ihrer Haltungen auf diese berufen, können sowohl konfliktinduzierend (z. B. Fundamentalismus, religiös motivierte Diskriminierung und Gewalt) als auch hilfs- und friedensstiftend (z. B. Friedens- und Versöhnungsinitiativen, humanitäre Hilfsprojekte) wirken. Die religiöse Dimension des moralpsychologisch-ethischen Zugangs auch für Handlungssubjekte zu beachten, betont der Moralthologe und Moralphyschologe Manfred Maßhof-Fischer: „Sittliches u[nd] gläubiges Welthandeln bedarf mündiger Subjekte, die fähig u[nd] willens sind, ihre Vernunft u[nd] Freiheit in Anspruch zu nehmen.“ (Maßhof-Fischer 1998, S. 459) Allerdings fällt diese Dimension in moralpsychologischen Übersichtsarbeiten, die vorrangig philosophisch ausgerichtet sind, weitestgehend aus.

2.2 Ordnungsschemata einer systematischen Moralphyschologie

Als junges transdisziplinäres Feld lässt sich die Moralphyschologie als fluides und noch im Bau befindliches Projekt begreifen. Je nach Art der Fragestellung (empirisch, theoretisch-konzeptionell, normativ), des erkenntnisleitenden Interesses (theoretisch, praktisch), der Abstraktionsebene oder des disziplinären Zugangs lassen sich unterschiedliche Einteilungen und Ordnungsschemata in Überblicksdarstellungen finden. Insofern sich bislang noch kein „big picture“ (Tiberius 2015, XII) etabliert und durchgesetzt hat, seien im Folgenden die Gliederungen zentraler Überblickswerke dargestellt.